

Wo ist Gott?

Dr. phil. Martha von Jesensky (April 2020)

Die Stillstellung der Welt durch das Coronavirus ist der absolute Schrecken für die Ultramobilen der globalen Elite, die man aus den Flughafen-Lounges und Erste-Klasse-Abteilung der ICE-Züge kennt. Das sind die Erfolgsmenschen, die ständig und überall zu Hause sind. Der Filmschauspieler George Clooney verkörpert diesen Typus authentisch in dem Film „*Up in the Air*“.

Der grosse französische Philosoph Blaise Pascal (17 Jhd.) meinte, das ganze Unglück der Menschen rührt daher, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben vermögen. Der Mensch ist nämlich ein unruhiges Wesen, ständig auf Betätigung, Zerstreuung und Ablenkung bedacht – er kann es nicht mit sich selbst aushalten.

Und so gilt auch jetzt im Zeichen der Ausgangssperre: Die meisten diejenigen, die heute weniger oder gar nicht zu tun haben, können mit sich allein nichts anfangen. Doch der neue Virus konfrontiert viele Menschen in unserer Wohlstandsgesellschaft, wohl zum ersten Mal in ihrem Leben mit dem echten, ernstesten Überleben. Mit der Angst, wie geht es weiter? (Vgl. Norbert Bolz, NZZ, 26. März 2020)

Szenenwechsel

Die Nichtregierungsorganisation *Oxfam* schätzt, dass der Ausbruch von Covid-19 zwischen 400 und 600 Millionen Menschen in tiefe Armut treiben könnte, ein Drittel von ihnen in Südasien. Hunderte Millionen Arme in Indien sind vom Virus und Hunger bedroht. So auch Vinod Singh (45)

Wanderarbeiter, einer von 40 Millionen in Indien. Sein Leben lang, sagt er, hat er nur einen Traum: Einfach einmal frei haben und ausschlafen. Doch nun, da er seit gut drei Wochen zur Untätigkeit gezwungen ist, gefällt ihm das Nichtstun gar nicht. „*Man hat zu viel Zeit, um nachzudenken*“, sagt er, Vater von vier Kindern. Derzeit vertrödelt Singh seine Tage in einer Gasse in Delhi. Er sorgt sich, was wird, wenn der Bau des Hauses, an dem er zurzeit mitarbeitet, nicht bald wieder aufgenommen wird? Sein letzter Lohn ist bald aufgebraucht; er und seine Kollegen verdienen etwa 5 Franken pro Tag.

In diesen Tagen klettert das Thermometer in der indischen Hauptstadt bereits auf 39 Grad und Singh grübelt darüber nach, wie seine Frau in seinem 1000 Kilometer entfernten Dorf während der Corona-bedingten Ausgangssperre zurechtkommt.

Das Leben der Wanderarbeiter folgt einem eigenen Rhythmus. Drei bis vier Mal im Jahr klettern die Männer in ein Drittklassenabteil der indischen Bahn und fahren heim. In Singhs Fall dauert die Reise 30 Stunden und kostet ihn mehr als einen Tageslohn.

Yoginder, Wanderarbeiter.

Der junge Inder Yoginder (25) lebt auf den Bürgersteigen in den besseren Viertel von Delhi, in Rufweite der residierenden Mittelschicht und versucht sich für wenig Geld als Handlanger zu verdingen. Mit zwei altmodischen Bügeleisen, die mit Kohle erhitzt werden, bügelt der 25-jährige die Wäsche der umliegenden Haushalte. 5 Rappen erhält er dafür pro Kleidungsstück, für ein Bettlaken auch mal 12 Rappen. Davon ernährt er seine Eltern, seine Frau und zwei Kinder. (Vgl. NZZ, 16. April 2020)

Nun viele Menschen fragen heute – wo ist Gott?

Ich denke, Gott ist wahrlich da, ganz nah, auch ohne viele Worte, wie beim jungen Wanderarbeiter Yoginder. Wäre das

nicht so, könnte er gar nicht so leben und durchhalten. Bei ihm hat sich verwirklicht, was im liturgisch bekannten Kirchenlied „*Ubi caritas et amor*“ steht: **Wo Güte ist und Liebe, da ist Gott.** Darüber nachzudenken in diesen Tagen, lohnt sich.
